

# In freier Stunde



(29. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

Schorf, alter Freund ... steh mal auf und schimpf mal ein bißchen! Bloß noch einmal, wie du immer sagtest, wenn die Frischchen mit dem Kaffee kam und du noch nicht aus dem Rahn warst ... knurr noch einmal: „Verdammter Saudreck! ...“ Siehst du, du tuft es nicht ... du bist nun ganz still und vornehm geworden ... wenn einer die Rippen im Blasebalg hat, kann er nicht mehr schimpfen, was ... alter Junge? ...

„Wir müssen aussteigen, Herr.“

Der Beamte mit der blauen Mütze, der neben ihm sitzt, tupft ihn auf die Schulter.

„Und nicht den Kopf hängen lassen ... kann ja alles noch gut werden.“

Der Doktor spricht mit dem leitenden Arzt. Das ist ein ruhiger, sachlicher Mann.

„Hat er vom Krieg was zurückbehalten am Herzen?“

„Nein. Er war gesund wie ein Fisch.“

„Dann kann es sein, daß wir ihn durchkriegen. Ich operiere sofort. Aber wie gesagt: achtzig zu zwanzig ... mehr Hoffnung kann ich Ihnen nicht machen.“

„Herr Professor ... es ist mein bester Freund! Kriegskamerad ...“

Der Arzt sieht ihm fest ins Auge. Er hat gute, kluge Augen hinter der großen Hornbrille.

„Wir stehen alle in eines Höheren Hand. Was ein Mensch tun kann ... das geschieht für Ihren Freund. Ich war auch im Krieg. Das andere ...“ er zuckt die Achseln ... „Wenn Sie es können, bitten Sie Gott um seine Hilfe. Wir sind machtlos ohne ihn. Das ist die letzte Weisheit eines langen Lebens als Arzt ... und als Mensch. Ich sage das nicht jedem, der hierherkommt.“

Dann geht er in den Operationsaal.

Eine Schwester kommt und will Heinz hinausführen aus dem Wartezimmer. Er aber steht wie ein Baum, Stunde um Stunde, und rührt sich nicht von der Stelle.

\*

Annemarie hat heute alle Hände voll zu tun. Thormeyer ist in Paris, er hat da eine Besprechung mit den Vertretern der bolivianischen Regierung. Man will eine neue elektrische Bahn durch die Cordilleren bauen, und die Ausrüstung gedenkt Thormeyer für die Amag hereinzuholen. Zwei Tage wollte er weg-

bleiben; daraus sind bereits vier geworden, denn die Herren aus La Paz lassen sich Zeit, weil sie meinen, Paris sei eine Stadt, in der sich leben lasse.

Annemarie ist im Werk geblieben. Sie ist über die wichtigsten laufenden Angelegenheiten unterrichtet. Sie gibt die Anweisungen ihres Chefs mit gewohnter Genauigkeit weiter, das Uhrwerk läuft geräuschlos.

Die Betriebsleiter, Assistenten und Werkmeister bemerken die Abwesenheit des Chefs kaum. Sie finden das bekannte, höflich verschlossene Gesicht Fräulein Dr. Ohlens an seiner Stelle und sind zufrieden damit. Es ist alles wie sonst.

Und doch nicht. Annemarie Ohlens ist eine andere geworden. Das weiß sie selbst am besten, und wer viel mit ihr zu tun hat, bemerkt die Veränderung ihres Wesens ebenfalls. Am deutlichsten merkt es der Schreibmaschinenaal.

Sie selbst gibt sich über ihren Zustand keiner Täuschung hin. Dazu ist sie zu klug. Die Tage auf der Insel klingen noch in ihr, die Melodie jener zauberhaften, unwirklichen Welt tönt noch immer wie ein törichtes, wehmütiges Liebeslied.

Kein Gedanke sagte ihr, daß ihr Schicksal mit jenem Kreis seltsamer Menschen verflochten könnte! Und dann ...? Wie die Erde nach warmem Regen grünt und blüht, als hätte sie alle Kräfte bereit gehalten nur für diesen einen Tag, wie sie drängt mit Gras und Kräutern, mit Blüten und Blattgrün an Baum und Strauch, so brach es aus ihrem Herzen, warm und selig. Was lang verschüttet lag unter Geschäften und all dem andern, was die Welt Leben nennt, das brach in ihr auf: Frühling, Liebe, Frauenseligkeit.

Und dann der Abschluß! Dieser furchtbare, alles vernichtende Abschluß!

Sie, gebunden von der Pflicht zu schweigen, er, die Sinne in Mißtrauen überreizt. Wort für Wort stehen die Gespräche wieder auf ... „Sagen Sie, daß dieser Mann lügt!“ ... O Gott, Zug um Zug ersteht ihr sein Gesicht, seine Augen, in denen das Mißtrauen funktelt, dieses erbärmliche Mißtrauen, das alles vernichtet hat. Er hätte toben dürfen, vielleicht wäre alles gut geworden. Aber das Mißtrauen, diese kühle Verachtung, die ein verdammendes Urteil einschloß, ohne geprüft zu haben ... nein, darüber kam sie nicht

hinweg. Sie würde es dem Mann, den sie liebte, verzeihen, wenn er zum Dieb geworden wäre, sie glaubte es nie verzeihen zu können, daß er ihr nicht traute.

Vor ein paar Tagen hat Monika aus Ostpreußen geschrieben, einen guten, warmen, lieben Brief. Sie ist glücklich, das spürt man aus jeder Zeile ihres langen Briefes. Ihr kleines Reich da oben an Deutschlands Grenze muß ein Schatzkästlein sein, voll von Liebe, Glück, Zufriedenheit und Sonne. Sie haben ein Häuschen ganz für sich allein, das Schulzimmer liegt mit ihren Räumen unter einem Dach, in jeder Schulpause hat sie ihren Maxl bei sich.

Die Kinder des Dorfes, erst sehen und verhalten, lieben und verehren sie. Jeden Tag, an dem die Sonne scheint, sitzt sie mit Maxl in ihrem Garten oder treibt sich im Boot auf dem See herum, der nur eine Viertelstunde vom Dorf entfernt liegt. Wald und Wasser, Sonne und Glück haben das übermütige Mädel zu einer etwas stilleren, aber fröhlichen Frau gemacht. Außerdem erwarten sie ein Kind. Das schreibt Monika ganz zum Schluß, ein wenig schamhaft, und Maxl hat druntergeseht mit seinen fahrgigen, verschnörkelten Buchstaben, die kaum ein Mensch entziffern kann, das sei erst der Anfang, er habe sowieso zu wenig Kinder in seiner Klasse und müsse tüchtig nachhelfen. — Der Maxl!

Sie sieht ihn wieder vor sich, wie er mit untergeschlagenen Beinen neben ihr sitzt, die Fiedel streicht und mit seinem andächtigen Jungengesicht dabei in die Weite schaut. Nun spielt er den flachhaarigen Buben und Mädels in seiner Schulklasse alte, liebe Kinderlieder und zum Beginn am Morgen einen Choral. Monika aber hört ihn und seine Geige durchs Schulzimmerfenster über den Hof hinweg. Vielleicht hält sie dann einen Augenblick still in ihrer Arbeit, lächelt und träumt in sich hinein.

Monika hat mit festen Händen zugepackt und ihr Glück gehalten. Und sie selbst? . . . Ach Gott!

Die Arbeit reiht sie aus ihren Gedanken. Die Auslandskorrespondenz will überprüft sein. Thormeyer hat ihr das besonders ans Herz gelegt.

Auffeuzend begibt sie sich an dieses mühselige Geschäft. Da meldet man ihr Herrn Niemöller.

Niemöller? Das ist doch der Mann, von dem Thormeyer immer mit so großer Hochachtung spricht? Sie geht ihm höflich entgegen.

„Fräulein Doktor Ohlsen?“ fragt er, aber er verbessert sich sofort: „Ja, wir haben uns doch schon einmal gesehen, drinnen, in Doktor Thormeyers Zimmer, nicht wahr? Sie standen am Fenster und machten große Augen, als der Dieb damals abgeführt wurde, nicht? Sie hatten ein graues Jadenkleid damals an.“

Er unterbricht sich mit einem kleinen Lachen. Dann stellt er seinen Begleiter, Herrn Friedrich Bernide vor.

„Ich habe diesen Herrn schon einmal gesehen,“ entgegnet Annemarie kühl. „Er ist Herrn Korffs Diener, nicht?“

„Gewesen, liebes Fräulein Doktor! Gewesen. Und es wäre nett von Ihnen, wenn Sie das überhaupt möglichst vergessen würden. Ihm tut's auch leid.“

„Das begreife ich nicht!“

Annemarie ist ehrlich verwirrt.

Was geht das mich alles an? denkt sie. Meinetwegen kann der Herr Friedrich doch bei Korff bleiben oder von ihm gehen!

„O doch,“ lächelt Niemöller da, als habe er ihre Gedanken erraten, „es geht Sie eine ganze Menge an. — Aber wollen wir uns nicht setzen?“

„Bitte.“

„Ach, Fräulein Doktor, sagen Sie doch draußen bitte, daß wir nicht gestört sein wollen. Schließen Sie die Tür auch für die nächste Viertelstunde ab.“

Das wird ja immer unheimlicher, denkt sie, tut aber, was der untersekte Mann, der dort ihren Platz eingenommen hat, mit so selbstverständlicher Stimme anordnet. Er hat eine eigentümlich gemütlige Art, die aber jeden Widerspruch ausschließt. Es muß gefährlich sein, ihn zum Feind zu haben.

„Fräulein Doktor,“ beginnt er, „ich habe vor einer Viertelstunde mit Doktor Thormeyer telephoniert.“

„Woher wissen Sie seine Anschrift? Ich denke, die bleibt geheim?“

„Natürlich bleibt sie das. Ich bin doch keine Blandertasche. Also ich habe mit ihm telephoniert und Anweisung erhalten, Sie in Vertretung für seine Person als rechtsgültigen Zeugen zu bitten.“

„Wozu? Ich begreife noch immer nicht, was ich soll.“

„Nichts anderes, als bei der Deffnung und Durchsicht dieses Päckchens zugegen sein und diese Tatsache nachher in einem kurzen Protokoll zu bescheinigen. Es handelt sich um einen Landesverrat. Daher die Umstände.“

„Großer Gott . . . und was hat Friedrich dabei zu tun?! Doch nicht etwa Korff?“

„Ja, ja, der Herr Korff. Er ist uns herrlich in die Falle gegangen. Friedrich, nun packen Sie mal aus.“

Mit hastenden Händen reißt Bernide den länglichen, oft versiegelten Umschlag auf. Er holt Konstruktionszeichnungen aus der gelblichen Hülle und reicht sie Niemöller. Der wirft einen kurzen Blick darauf und legt sie beiseite.

„Davon hab' ich keine Ahnung. Sie wohl auch nicht, Friedrich? Na, und das Fräulein Doktor wird sich mit dem trockenen Zeug da wohl kaum herumgeschlagen haben.“

„Ich habe zwei Jahre in Aachen auf der Technischen Hochschule studiert, ehe ich in Berlin zum Juristen umfartete.“

Niemöller nickt mit anerkennendem Lächeln.

„Also sind Sie der Fachmann unter uns. Bitte.“

Er reicht ihr die Zeichnungen herüber. Sie vermag die scheinbar unentwirrbaren Linien zu entwirren, die Zahlen und die Schnitte zum Leben zu erwecken. Und mit einem Schlage weiß sie, daß sie das alles schon einmal gesehen hat: Auf der Insel! An jenem Tag, als sie den Doktor und Schorsch zum Abendessen rief und ihnen noch ein wenig bei der Arbeit zuschaute. Das ist Ohlendorffs Konstruktionsplan! Das ist sein Vergaser! Die wenigen Formabweichungen sind nebensächlich.

Ein heißer Schrecken judt in ihr empor. Hat Niemöller nicht von Landesverrat gesprochen? Wie kann dann aber Ohlendorffs Zeichnungen? Oder sollte Korff . . .

„Nun . . . was erkennen Sie daraus?“ schreckt sie Niemöllers Stimme auf.

„Es sind Konstruktionspläne eines neuen Vergasers, der nach einem besonderen Prinzip arbeitet.“

„Das können Sie mit Sicherheit sagen?“

„Rufen Sie den ersten besten Techniker herbei, er wird es bestätigen.“

„Nun, nun, warum so aufgereggt? Wir haben schon Vertrauen zu Ihnen! Meine Fragen wollen nur jede Unklarheit ausschließen. Und noch eins . . .“

„Bitte, fragen Sie.“

„Sind es genaue Zeichnungen? Ich meine, kann ein intelligenter Konstrukteur den Vergaser nach diesen Zeichnungen bauen?“

„Auf jeden Fall. Es sind ausgeführte Pläne, keine Skizzen. Wenn Sie es wünschen, fertigt Ihnen die Amag das Modell nach diesen Blättern bis morgen

abend an. Sogar die notwendigen Aenderungen der Ventilsform und die Größe der Ventile sind angegeben."

„Hm. Also ein Geheimnis ist nicht dabei? Ich meine, so ein letzter Vorbehalt des Erfinders?“

„Nein. Hier gibt es nichts zu verheimlichen. Darf ich fragen, wem diese Pläne gehören?“

„Das ist eben der springende Punkt. Sie gehörten bis vor kurzem Herrn Korff, sind jetzt in meiner Hand und werden natürlich der Amag gehören. Lesen Sie!“

Er reicht ihr aus dem gelben Umschlag ein Papier, das mit Schreibmaschinenschrift eng bedeckt ist. Der Trag steht darüber, und es beginnt mit den Worten: Zwischen der Prager Autobahn Compagnie, Prag und Herrn Dr. Korff, Berlin, wird nachstehender Kaufvertrag geschlossen: . . . Dann folgen allerlei Verkaufsu-

terungen, Forderungen, Bedingungen, und zum Schluß steht eine Summe da, die ihr einen leichten Schwindel verursacht.

Zassungslos läßt sie das Papier sinken.

„Das also . . . der Landesverrat? . . . Und was nun? Sie müssen doch die Polizei . . .“

„Um Himmels willen!“ wehrt Niemöller entsetzt ab. „Die Amag hat keinerlei Grund, mit den Tscheken alle Beziehungen abzubrechen. Außerdem können die Leute in Prag doch nichts dafür. Die handeln in gutem Glauben, die nehmen, was sie Gutes kriegen. Nein, das geht nicht. Allerdings Korff . . .“

In Annemarie springt etwas auf. Ihr Gerechtigkeitsgefühl rebelliert.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Stunde der Läuterung

Von Gustav Schrammel.

Wohl niemand sonst auf der weiten Welt als die wenigen einheimischen Seelen, der Herr Pfarrer aus dem nahen Wappitz und die Bauern aus den umliegenden Dörfern kennen Luttken, jenes recht bescheidene Dörfchen im Ostpreussischen. In der Kreisstadt ist sein Name außer den Finanzbehörden nur mehr noch den Herren Juristen und Rechtsanwälten wohlbekannt, warum, werden wir bald hören.

Sonst verbinden Luttken mit der großen Welt so gar keine Fäden. Sind alles alteingesessene Leute dort, und die Söhne bleiben immer auf dem heimischen Boden. So haben sie es auch gehalten in jenen Jahren der Landflucht, die zu den trübsten der überwundenen Vergangenheit gehören . . .

Fernab jeder Bahnstation, am Rande eines Karblauen Sees, bettet sich Luttken mit seinen altehrwürdigen Häuschen, die mit ihren Strohdächern und den zernagten Balken einen patriarchalischen Charakter haben. Ein von Wagenspuren durchfurchter Sandweg schlängelt sich wie ein mehliges Band durchs Dörfchen, steigt unmittelbar am letzten Haus sanft einen mächtigen Berg hinan und läuft durch den Wald hin bis zu der Chaussee, die nach der Kleinstadt führt. In halber Höhe des Berges gähnt zur Linken steil ein Abhang; drunten lauert tiefgründiger Morast.

So friedlich dieses Dorf Luttken auch in der ostpreussischen Landschaft liegt, so barg es doch bis in die jüngsten Tage hinein in seinen wenigen Häusern eine erbitterte Feindschaft. Der Dörfchenbauer und der alte Knuth konnten sich nämlich nicht „behalten“. Ein unschuldiger Wiesenzipfel hatte die Feindschaft heraufbeschworen, die Jahr und Tag in ihren Herzen fraß und dafür sorgte, daß das sauer erarbeitete Geld aus den Kästen der Bauern in die Kassen der Herren Rechtsanwälte hinüberwechselte.

Das Schicksal hatte es gefügt, daß die Felder und Wiesen der beiden Bauern aneinander grenzten. In den ersten Jahren hatten sich die beiden auch recht gut verstanden. Sie tauschten gegenseitig ihre Erfahrungen aus, bezogen gemeinsam alljährlich das Saatgetreide, um einen bescheidenen Preisnachlaß zu erzielen, und saßen an den Sonnabendabenden gemeinsam im Dorfkrug.

Und dann kamen die Jahre des Hasses, in denen sie vor einander ausspion, wenn auch nur in Gedanken, in denen sie sich die Maul- und Klauenpeuche ins Haus wünschten . . .

Die Wiesen breiten sich drunten am Gestade des Sees aus. Ein kleiner Zipfel wächst förmlich in den See hinein. Sumpfiges, kaum genießbares Gras, sproßt dort ungewöhnlich hoch. Enten haben im Schutz dieser Wildnis ihre Brutstätten aufgeschlagen. Weder dem Dörfchenbauer noch dem alten Knuth war es je in den Sinn gekommen, das Gras auf jenem Wiesenzipfel zu mähen, das Vieh fraß es nur mit Widerwillen, und zum andern wollte keiner von beiden den Enten ihre Brutstätten nehmen. Und doch gedieh auf jenem Wiesenzipfel eines Tages der Same des Unfriedens, der sich im Laufe der Jahre zu einer unüberwindlichen Heide auswachsen sollte. —

In einem Sommer jener trübten Jahre, die nun wie ein Alpdrück hinter uns liegen, gab es eine Mißernte, wie man sie seit langem nicht erlebt. Mörderische Sonnenglut hatte wochenlang unter den Feldern gebrütet und dem Boden jegliche Feuchtigkeit entzogen; die Pflanzen verdorrten, und das Gras war gelblich-rot gebrannt. An einem dieser Tage war der Dörfchenbauer aus dem Hause geschritten, mit der Sense über den Schultern und hatte das Gras auf jenem Wiesenzipfel gemäht.

Andern Tags, in der Frühe, erschien der alte Knuth auf der Wiese, um selbst das Gras dort zu mähen. Und da sah er es bereits in langen Schwaden liegen. Wie er ging und stand, war er zu seinem Nachbar geeilt. Ein Wort hatte das andere gegeben, und in Unfrieden waren sie voneinander geschieden.

Der ostpreussische Dörfchenbauer des alten Knuth fand keine Ruhe. Er brachte fertig, was niemand aus dem Dorf für möglich gehalten hätte, und strengte gegen den Dörfchenbauer einen Prozeß wegen Aneignung fremden Eigentums an. Nach langem Hin und Her kam es endlich zum Lokaltermin. Die Herren Juristen bemühten sich auf die Wiesen, nahmen die Grenzen in Augenschein und wiegten bedächtig mit den Köpfen. Das war eine ganz dumme, verzwickte Sache mit dem Wiesenzipfel! Recht gesehen, gehörte er eigentlich keinem der beiden feindlichen Nachbarn; dem See war er verwachsen, gleichsam von der Mutter Natur den Enten als Brutstätte geschaffen.

Wem sollte der Wiesenzipfel nach Recht und Gerechtigkeit zugesprochen werden? Beide erhoben seit dem damaligen verhängnisvollen Abend Anspruch darauf. Endlich, als einer der Juristen den Prozeßgegnern vor Augen hielt, daß, wenn der Streit um den bedeutungslosen Wiesenzipfel bis in die letzte Instanz durchgeführt würde, die Kosten des Prozesses für beide Teile untragbar anschwellen würden, kam eine Einigung zustande. Das Ei des Kolumbus: Man ging einander die Verpflichtung ein, jenen Wiesenzipfel ungenutzt zu lassen, so, wie man es früher gehalten. Daran haben sich der Dörfchenbauer und der alte Knuth auch immer gehalten, der gegenseitige Haß aber ist nicht erloschen, sondern eher noch geküßt. Die Dorfbewohner legten sich immer wieder ins Mittel, suchten zu beschwichtigen und die Flammen des Hasses zu löschen. Vergebens — die fromme Schaffbäuerin hatte schon oft mit bedenklichem Kopfschütteln gesagt, daß allein der Herrgott an diesen beiden Starrköpfen ein Wunder tun könne. Ueber Nacht sollte sich die Wahrheit dieser Worte bestätigen.

Staubdunkel lastet die Nacht über dem Weg, der nach Luttken führt. Dicke Wolkberge hängen tief am Himmel, kein Stern blinkt, und auch den Mond haben die Wolken unsichtbar getarnt. Ein Wagen kommt den Weg entlang. Drinnen sitzt der Dörfchenbauer, vor Uebermüdung eingeschlafen. Die klugen Pferde gehen ihren Weg allein. Da, ein schwarzes Etwas huscht über den Weg, ein langgestreckter Körper springt in den Busch, und knaend bricht morsches Geäst unter enteulenden Schritten. Die Pferde bäumen hoch auf, die Flanken zittern, und weitausgreifend rasen die erschreckten Tiere.

Eine kurze scharfe Wegbiegung, der Abgrund gähnt . . . Ein Fehltritt, Holz splittert und kracht; die Deichsel ist mitten entzweigebrochen. Ein Pferdeleib windet sich in den Stelen, und das Tier stürzt den steilen Abhang hinunter . . .

Draußen steht zitternd das andere Tier; der Wagen hält wenige Zentimeter vor dem Abgrund. Und unter den Rädern liegt bemußlos der Dörfchenbauer.

Wieder naht ein Wagen. Der alte Knuth sitzt auf dem Bode und lenkt die Kasse mit sicherer Hand. Die Laterne vorn am Wagen wirft ihre Lichtbüschel über den Weg. Da hemmen die Pferde jäh den Schritt. Die Umrisse des hart am Abgrunde stehenden Wagens zeichnen sich gespensterisch vom Wege ab.

Der alte Knuth spricht beruhigende Worte, zieht die Leine straff an, steigt vom Wagen und begibt sich nach vorn, um zu sehen, was dort geschehen sei . . . Da gibt es für ihn kein Befürchten, rasche Hilfe tut not! Es hat ihm viel Schweiß und

Mühe gelöstet, den Wagen sicher aus der Gefahrenzone zu bringen. Erst als das geschehen ist und er den Bewußtlosen sicher auf Stroh gebettet hat, leuchtet er ihm ins Gesicht: er will doch sehen, wen er eigentlich gerettet hat.

Wertwüdig still ist er geworden, als er den Ochsenbauern erkannt hat, dann hat er ihn auf sein Gehöft gebracht. Die Ochsenbäuerin hat verwunderte Augen gemacht, als der alte Knuth mit ihrem Manne auf den Hof gefahren kam.

Ein paar Tage später ist der Ochsenbauer in der Abendstunde zu seinem Feinde und Ketter gekommen, hat ihm die schwielige Hand hingehalten. Wortlos. Und der hat drein geschlagen. Seit jenem Tage sind die beiden, der alte Knuth und der Ochsenbauer, wieder gute Nachbarn geworden.

## Spikweg-Anekdoten

Zum 50. Todestag des Malers am 28. September.

### Das „Subjekt“

Als Apotheker hat Spikweg seine Laufbahn begonnen und unter Flaschen und Büchsen, Gläsern und Tiegeln, beim Pflasterstreichen und Billendreihen entwickelte sich bei ihm jener Blick für die humorige Eigenschaften und Schrullen der Menschen. Damals, als „Subjekt“, wie man die Apothekergehilfen nannte, war der spätere eingefleischte Junggeselle noch ein Freund des schöneren Geschlechts, dem er verzüderte Mandeln und Pfefferküsse und andere in Silber-, Gold- oder Seidenpapier eingewickelte Leckerereien zu den bitteren Arzneien als Beigaben überreichte. Im Alter aber prägte er von den Frauen das Wort: „Sie sind Duzendware und man findet nicht einen Schatten besonderen Weisens bei ihnen. Warum sind die Originale alle männlichen Geschlechts?“

### Das Bild.

„Ein herrliches Bild haben Sie da gemalt!“ sagte einmal ein Atelierbesucher zu Spikweg, „ich kann mich gar nicht satt daran sehen.“ „Ich auch nicht,“ antwortete der Maler, „und darum möchte ich es gern verkaufen.“

### Kunstgeschichte.

Einst, als seine Bilder schon recht bekannt geworden waren, unterhielt sich Spikweg mit einer Dame, die ihm viel Lob spendete. „Es muß doch ein erhebendes Gefühl sein,“ sagte sie, „wenn man so vollstümlig wird wie Sie.“ „Ich bin nicht vollstümlig,“ erwiderte Spikweg, „vollstümlig ist Raffael.“ „Warum gerade Raffael?“ fragte die Dame. Antwortete Spikweg: „Weil die Leute meinen, daß er ohne Hände gemalt hat.“

### Entrüstet.

Ganz anders dachte eine andere Frau über Spikwegs Kunst. Denn als 1840 bei einer Verlosung in Nürnberg seine „Hofenflüchtige Schildwache“ von der Vorsteherein eines Dresdener Mädchenpensionats gewonnen wurde, da schickte diese das „unsittliche“ Bild mit Entrüstung zurück.

### Malergespräch.

Der geistesverwandte Maler Schwind war einer seiner wenigen Freunde, und ein Malergespräch zwischen ihnen beiden hat Spikweg einmal in die folgenden Verse gebracht. Ich: „O Himmel, ist die Kunst doch schwer! Die Göttin spröde, die dralle!“ Schwind: „Ja, Lieber, wenn so leicht es wär, die Luder malten alle!“

### Selbstbildnis.

Einst hatte Spikweg ein Selbstbildnis vollendet. Er betrachtete es lange, und meinte dann: „Es ist wahr, das Sprichwort hat Recht, schwer ist es, sich selbst zu erkennen.“

### Der Einsiedler.

Je älter er wurde, desto mehr ward er zum Einsiedler, der in seinem Atelier ganz seiner Arbeit lebte und glücklich war, wenn er malen, rauchen und lesen konnte und nicht gestört wurde. Seine Einbildungskraft zauberte ihm viel schönere Wunder vor, als ihm das Leben bieten konnte. Grünher erzählt, daß er einstmals Spikweg begegnete, der auf seinem Spaziergang ein Buch sorglich in der Hand trug; es war der Text des Stückes, das abends im Theater gegeben wurde, und der Meister erklärte: „Das lese ich heute abend zu Hause, da spielt die Phantasie mir's vor. Ich sitze im Zimmer hübsch in Filzschuhen und draußen friert's Stein und Bein.“

### Sein Denkmal.

Vom Ruhm hielt Spikweg nicht viel und für sich hat er einmal ein Denkmal ausgedacht, das ein komisches Sinnbild seiner Kunst darstellt: „Das Ganze kann die Form einer Hanswurstennüße haben. In der Mitte müßte ein Relief angebracht sein, worauf alle Schreiber und Fürken, Badergesellen und Bürgermeister, Kaufner und Einsiedler in Reichstädten,

Sandwüsten und Alpenregionen, die ich in meinem ganzen Leben gemalt habe, in einem Bilde vereint wären, während um Rahe schreiend über ihren Urheber. Auf der Spitze eine Nase für Salben und der Boden geheftpflastert — zum Andenken an die biederemännlich verlebten Subjektjahre. Davor ein Wehrauchkessel mit verdünnter Parföhrblau-Velfarbe gefüllt...“

### Bauernregeln.

Echtes Gewächs aus dem Garten seines Humors sind die närrischen Bauern- und Stadtleuteregeln, die Spikweg zu seiner eigenen Belustigung zusammenzureimen pflegte. So nahm er die Bauernweisheit der Wetterregeln aufs Korn: „Die Dächer, wenn im Juni naß, deutet schon auf Regen das.“ Oder: „Wenn der Ruckuck nicht vor Johanni schreit, so hat er später auch noch Zeit.“ Nicht minder unbestreitbar ist die Erfahrung: „Summen die Fliegen schon im Mai, kommt bald der Juni herbei.“ Im übrigen rät Spikweg zu fröhlichem Lebensgenuß: „Trink nur fort solange dich durst, weil sonst gleich wieder durstig wurst!“ Etwas bitterlicher schmecken die Stadtleuteregeln Spikwegs, die auf allerlei weniger erfreuliche Erfahrungen deuten: „Wirst wohl a schöner Hausherr sein, wenn g'hört vom Haus loa Stein net dein!“ Oder: „Leicht kriegt ich a Braut, bevor du sie hast angeschaut.“

## Ich Muster an Mäßigkeit...

Von Willy Rexhausen.

Solange ich denken kann, habe ich geraucht. Mit dreizehn Jahren, das war eine böse Vorbedeutung, fing es an. Ich sah mit gleichgesinnten Indianergesossen am Lagerfeuer, ausgehöhlte Kastanien und Holunderrohre dienten als Pfeifen, und der Inhalt bestand aus Tabakresten dunkler Herkunft. Dann wurde einer nach dem andern blaß, behauptete, es sei ihm gar nicht schlecht, und marschierte, Tribut zahlend, in eine verschwegene Gasse. Beim nächsten Male rauchten wir kalt und logen uns gegenseitig vor, wir hätten keinen Tabak finden können. Endlich als Siebzehnjährige vertrugen wir die erste Zigarette. Frech gingen wir, den Glimmstengel im Mund, durch die Straßen. Alle Leute bewunderten uns, „Männer“ — glaubten wir. In Wirklichkeit staunten die Leute nur über unsere lämmelmehafte Schnoddrigkeit. Einer von uns lief seinem gestrenghen Herrn Vater in die Arme und bekam eins gegen die Zigarette, daß sich ein Funkenregen über sein Haupt ergoß. Er wurde später Direktor einer Zigarettenfabrik — ausgerechnet!

Zahrzehnte habe ich gequalmt wie ein Schornstein, und nun soll ich plötzlich aufhören zu rauchen. Ist das nicht, als ob man einem Schnellläufer die Beine abhackt? Der Arzt will es aber. Er behauptet, er rauche auch nicht und trinke auch keinen Alkohol. Ich glaube es ihm gern und bedaure ihn von ganzem Herzen. Ein Heiliger ist er aber nicht. Sein hübsch gerundeter Bauch und seine dicken Finger, die zehn prallen Bockwürsten gleichen, verraten es. Er liebt die Tafelfreuden, wenn auch mit Sprudel oder Himbeerwasser. Am liebsten würde ich umsatteln und Arzt werden. Gleich hielt ich ihm einen Vortrag über das Thema: „Weh denen, denen der Bauch ihr Gott ist.“ Gänselebernastete und Aal grün, würde ich ihm mit finsterner Miene erklären, seien das schlimmste Verbrechen gegen die Gesundheit; nur bei Brot und Wasser könne der Mensch bestehen.

Trotzdem tat ich, was der Mißgünstige von mir verlangte. Ich rauchte nicht mehr. Drei Stunden hielt ich es aus und kam mir wie ein Held vor. Dann rauchte ich den Zigarettenstummel von gestern auf. Der hatte doch Geld gekostet, sagte ich mir vernünftigerweise, und durfte nicht umkommen. Nach dem Mittagessen suchte ich nach einem zweiten Stummel, trat dann vor den Spiegel, setzte mein energischstes Gesicht auf und hielt mir eine passende Rede:

„Bist du eigentlich ein altes Weib oder ein Mann? Wie? Sieh mal, deine Großmutter hat zeitlebens nicht geraucht und war doch immer fröhlich und guter Dinge. Nimm dich also endlich mal zusammen, du alter Jammerlappen.“

„Hä, hä,“ feixte der Nikotintensel, „und dein Großvater, hat der nicht vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht gequalmt, und ist er nicht neunzig Jahre alt geworden?“

„Schweig, elende Mißgeburt!“ donnerte ich ihn an. „Ich bin nicht mein Großvater und weiß, was ich zu tun habe!“

Ich holte meinen alten Schmöcker „Die Krone des Humors“ hervor. Wie oft hatten mich die netten Anekdoten erheitert! Heute aber kamen mir die Geschichten seltsam dumm vor. Stirnrunzelnd legte ich das Buch aus der Hand. — Wenig später stand ich unten auf der Straße. Mir war plötzlich ein guter Gedanke gekommen. Ich ging zu einem andern Arzt. Der erlaubte mir zwei Zigarren täglich. Seitdem bin ich auf der Suche nach Riesenzigarren. Tagaus, tagein klapperte ich die Zigarrengeschäfte ab. Endlich, endlich habe ich sie gefunden! Heil und Sieg! Ich rauche nur noch eine Zigarre am Tage, nur eine einzige, noch weniger, als mir der Arzt erlaubt hat! Bin ich nicht ein Muster an Mäßigkeit?